

Hier der Wunsch, den Muffelatem loszuwerden, dort das Recht auf Rausch – das waren schon zwei Themen der Urzeit. Aber erst seit hundert bzw. fünfzig Jahren produziert die Industrie jene beiden schnelllöslichen Substanzen, die dem Menschen helfen, zu gurgeln und zu schweben: Odol und LSD

Ein Doppelporträt von Ulrich Holbein

Odol und LSD, zwei Jubiläen, ein hundert- und ein fünfzigjähriges, sind 1993 in vieler Munde. Zwei Köpfe werden gefeiert:

1. Karl August Lingner (1861–1916), ein Pionier des Prinzips Markenartikel, Gründer der Zentralstelle für Zahnhygiene sowie des Sächsischen Serumwerks und Instituts für Bakteriotherapie, Ausstellungsorganisator, Kommerzienrat, Ehrenbürger, Ehrendoktor, vor allem der Vater des Odol, das er 1893 erfand, bzw. die Produkt-Idee bei einem befreundeten Chemiker in Auftrag gab – drei Jahre vor der Erfindung der Coca-Cola.

2. Albert Hofmann, Naturstoffchemiker, Autor, mehrfacher Ehrendoktor, der heute 87jährige Vater des LSD, der das erste LSD 1943 nicht nur eigenhändig herstellte, sondern zudem auf den ersten LSD-Trip der Welt ging – zwei Jahre vor dem ersten Atombombenabwurf. Albert Einstein, der mit seiner praktisch von niemandem absolut restlos verstandenen Relativitätstheorie für den äußeren Kosmos zuständig wurde, kann fruchtbar mit Albert Hofmann zusammengedacht werden, der für ein ungewollt breitgefächertes Publikum dessen inneren Kosmos geöffnet hat.

Hier wie da sind im Jubiläumsjahr 1993 mehrere Publikationen erschienen:

Erstens ein 230 Seiten umfassender Katalog in Buchform, großformatig, wasserblau, des Titels „In aller Munde. Einhundert Jahre Odol“, herausgegeben von Martin Roth, Manfred Scheske und Hans-Christian Täubrich, mit Beiträgen von achtzehn Autoren über Zahnheilkunde vor hundert Jahren, über Sauberkeitsideale des Deutschen Kaiserreichs, Odol als Gegenstand der bildenden Kunst, alles mit ausführlichem Bildmaterial, inklusive zwei Lingner-Hommagie.

Zweitens ein mit psychedelisch zerfließenden Cover-Motiven ausgestattetes Paperback „50 Jahre LSD-Erfahrung“, Albert Hofmann in tiefer Dankbarkeit gewidmet von seinen bekannten und unbekanntenen Freunden, pünktlich im April erschienen als Grüner Zweig 159, eine Koproduktion des Solothurner Nachtschatten Verlags und der Werner Pieperischen Medienexperimente in der Alten Schmiede zu Löhrbach bei Weinheim, eine Jubiläumsschrift des Altamerikanisten, Ethnopharmakologen und LSDiana-Sammlers Christian Rätsch, der zudem das noch viel umfassendere Buch „Das Tor zu inneren Räumen“ 1992 im Verlag Bruno Martin herausgab, mit fünfzehn Beiträgen diverser Diplomchemiker, Ärzte, Kunsthistorikerinnen, Bewusstseinswarenhändler, transpersonaler Psychotherapeuten.

Sodann fanden im April 93 weit ausgreifende Festivitäten statt, ein Künstler-Preis schreiben unter dem Titel „Kulturelle Dimensionen einer Marke“: Fast sechshundert Künstler sandten tausend Werke zum Odol-Thema ein, aus denen eine neunköpfige Jury achtzig ausstellungswürdige Arbeiten auswählte. Linolschnitte, Farbphotogramme, Sandsteinobjekte, Kohlentransformationen, Materialcollagen z.B. mit zwei Odol-Flaschen, die übereinanderliegend ihre Vogelbeine in die Luft strecken und mit ihren Verschlusskappen schnäbeln, des Titels „Mund-zu-Mund-Beatmung“.

Eine Riesenausstellung fand im Deutschen Hygiene Museum zu Dresden statt, eine dreitägige Conference in der Ex-Hippie-Metropole San Francisco, der der angekündigte LSD-Papst Timothy Leary allerdings fernblieb – auch Günther Anders war auf dem letzten Günther-Anders-Symposium zu Lebzeiten des Philosophen nur als Tonbandstimme zugegen. Albert Hofmann hing in San Francisco als lachendes Schwarzweißphoto aus, eingegossen in ein schockoladiges Hemd – eine vergleichbare Golorisierung widerfuhr Karl August Lingner, der von seinen dankbaren Fans vom Odol-König zum Vater des Zahnputzens hinaufstilisiert wurde.

Von den alten Göttern war einzig die Grand Old Lady der Szene, die 76jährige Laura Huxley, anwesend. Vizeguru, Visionär, Bewusstseinsforscher und Ethnobotaniker Terence McKenna hielt ein Seminar der Tausend: „Frau und psychedelische Drogen“; „Heilige und heilende Pflanzen“. In San Francisco erschien eine Sondernummer der *Lyserg World*, bzw. *Mondo Lysergico*, Kostenpunkt \$ 5,00, mit der Schlagzeile „There's a Rainbow inside your Mind, LSD is news that stayed news“.

Am 19. April wurde der legendäre Bicycle Day nachgestellt und gefeiert, zu Ehren der Super-Reliquie, Albert Hofmanns Fahrrad, mit dem er damals im ersten freiwilligen Selbstversuch die sechs Kilometer zwischen Sandoz-Labor und Wohnheim zurückgelegt hat.

Unzählbare Jubiläumsetfeten fanden in London, Tokio und Santa Cruz statt.

Die Fete am 17. April im Sommer-Casino zu Basel wurde nicht weit von den legendären Suppenküche entfernt gefeiert, Eintritt fünfzig Franken, inklusive garantiert alkoholfreier Getränke. Sowohl in Basel wie in San Francisco blieben viele der von weit angelegten Junkies – trotz wildester psychedelischer Life-Musik – frustriert, weil in den garantiert alkoholfreien Getränken nichts drin war, trotz des hohen Eintrittspreises, vor allem der Vater des Odol, das er 1893 erfand, bzw. die Produkt-Idee bei einem befreundeten Chemiker in Auftrag gab – drei Jahre vor der Erfindung der Coca-Cola.

Schritt für Schritt auf ungenügenden und schädlichen Stufen bewegt sich die rauschwillige und frischeurdtige Menschheit dem oft nicht richtig funktionierenden Rausch und der schnell verfliegenden Frische entgegen, zunächst so unbedarft und trivial wie möglich: mit Steinsalz, Myrrhe und Anis faule Zähne bekämpfend, Bubblegum knitschend, Vivil lutschend, Schnüffelstoffe inhalierend, also die transeerzeugenden Dämpfe der Modellbauplastikkleber, Fahrradschlauchkleber, Nitroverdüner aus Vatis Bastelkleber oder Muttis Nagellackentferner, Fleckentferner, Schnellreinigungslösungsmittel, Haarsprays, Wundsprays und Deostifte, die im Bad sogar neben Odol stehen können, ferner Lösemittel für Kopiergeräte, Kaltentfetter, Wachslöser, Kühlrichtungsmittel, Filzschreiber, Feuerzeuggas, Propangas für Campingkocher, Möbelpolitur bis hin zu Normalbenzin.

Poppers oder Snappers, kurz vor dem Orgasmus inhaliert, verlängern und intensivieren ihn, sofortige Nebenwirkungen: Schwindel, Kopfwere, Herzrhythmusstörungen, Ohnmacht. Auch die nicht sehr überzeugende, in früheren Zeiten aber oft einzig verfügbare Rauschwirkung des Fliegenpilzes geht völlig in den unerwünschten Nebenwirkungen unter. Rachengold und Atemgold, die Bonbons zum Aufatmen, sind zwar auch sehr brauchbar, wirksam und empfehlenswert, doch rangiert Mescalin immer nur als zweite Wahl und kommt kaum gegen den viel effektiveren, dafür aber risikoreicheren Königsweg an, und der heißt eben Lysergsäurediäthylamid & Odontos plus Oeum.

Odol rühmt sich selber seit jeher als Marktführer, derweilen LSD als stärkstes und nebenwirkungsfreies Halluzinogen gilt. Beide erfreuen sich gigantischer Popularität: Siebzig Prozent aller bundesdeutschen Mundwasserverwender, also über zwanzig Millionen Bundesbürger, bevorzugen Odol. Bloß sechszundneunzig Prozent aller Deutschen kennen Helmut Kohl; immerhin weit über neunzig Prozent kennen Odol. Der LSD-Markt soll seine Flaute überwunden haben und genauso wenig sich das Boomen nehmen lassen wie alles, was gegenwärtig boomt; es wird heute sogar mehr LSD genommen als in der *Golden Flower-Power Era* der sechziger Jahre – pro Jahr werden allein in Großbritannien 300 000 Trips polizeilich sichergestellt. Obwohl LSD nicht süchtig macht, vor allem auch psychisch nicht, prägte die Odol-Industrie den Ausdruck Odolomanie. Odol-Kunden greifen mehrmals täglich zu Odol, *acid heads* hingegen bloß alle paar Monate einmal, höchstens zweimal die Woche, folglich macht Odol viel süchtiger als LSD.

Die genaue Rezeptur für Odol und LSD ist allgemein bekannter als die für Coca-Cola. Beide Substanzen entstammen der Pflanzenwelt und sind einfach und kostengünstig herzustellen, die eine aus pilzbehaftetem Getreide, die andere aus Pfefferminz, ätherischen Ölen und so weiter. Odol-Flasche und Löschpapierchen mit seinem Motiv-Aufdruck sind teurer als ihr Inhalt. Beide werden oral eingenommen. Hier wie da entfesseln homöopathische kleinste Mengen große bis größte Wirkung. Bei Odol genügen laut Werbung drei Tropfen, wobei vermutlich bereits einer genügt. Albert Hofmann experimentierte zunächst mit einer fünfmal stärkeren Dosis als nötig und inzwischen üblich, wobei die Wirkung kaum stärker ausfiel. Die Darreichungsformen divergieren, es gibt 75 ml-, 125 ml- und 150 ml-Flaschen.

So oder so hält die LSD-Wirkung mindestens zehn Stunden lang an, gern auch vierzehn Stunden, die Odol-med-Anti-Plaques-Wirkung immerhin bis zu zwölf Stunden. Bei Normal-Odol hingegen guckt bereits nach einer knappen Stunde der alte Adam durch. Hingegen zeigt zweimal hintereinander genommenes LSD keine Wirkung, erst wieder nach tagelanger Abstinenz. Beide Tinkturen waren nebeneinander bis in die sechziger Jahre hinein in jeder guten Apotheke erhältlich.

Beide werden zeitgemäß mit den üblichen Männchen und Bildern garniert und verquickt, LSD-tingierte Saugpapierchen mit I-Ging-Symbolik, Buddhas, Ganeshas und Buntdruck-Drachen, die mit Disney-Augenaufschlag Reagenzglasier hochhalten.

Odol und seine Konkurrenzpräparate hingegen bedürfen des bunten Drumherums von Kokodol und allerlei Garmenzwergen, die vom Anhauch ungepflegter Blondinen leidend zusammenschumpfen, oder des Sturms, der aprillfrisch durchs Badezimmer fegt und jedweden Muffelatem triumphal fortspült.

Odol wirkt auch da, wo die Zahnbürste nicht hinkommt. LSD wirkt auch da, wo Fieberwahn und geistliche Übungen so schnell nicht hinkommen, weder jahrelange Intensiv-Meditation noch wochenlange Askese, weder Derwischgewirbel noch Zen. Odol – vergleichsweise weltliche Zwecke dienend – dringt mit sofortiger Wirkung – je nach Gurgelintensität – tief oder nicht so tief in den Mund ein, diesen laut Definition Anfangsteil des Verdauungskanal, der an den Lippen beginnt und hinter den Gaumenbögen in den Nasen-Rachen-Raum übergeht, also bloß einen Teilaspekt des Menschen abdeckt. Odol bleibt im Rachenbereich stecken, verreibt in ihm und führt an keiner Stelle über ihn hinaus.

Kokain benutzt die Nasen- und Mundschleimhaut als Eingangspforte, als Drehkreuz – LSD wendet sich an den ganzen Menschen. Innerhalb einer Stunde dringt es tief ins Hirn ein, wo es alle spirituellen Adern in Vibration bringt. Leider bestreiten etliche Gurus und Schamanen, daß Drogen in jene göttlichen Gefilde führen, wo langfristig angelegte Meditation stufenweise ankommen will. Selbst die seriösesten Zenmeister verlassen sich lieber auf ihr Murmeln und ihre Stockhiebe und verachten die schnelllöslichen Zeitsparer psychoaktiver Substanzen.

Odol bekämpft Bakterien, LSD hingegen macht Bakterien und andere Unsichtbarkeiten überhaupt erst sichtbar. Wo Odol aufröhrt, fängt LSD an. Doch Odol läßt sich das nicht bieten und schwingt sich über seinen arg begrenzten Zuständigkeitsbereich einigermaßen hinaus. Wer weißbekittelt von Desinfektion redet, hofft nebenbei dringend auf das Kulturprodukt Kuß, das mit Blendax-Gebiß windend hinter jeder Odol-Flasche steht und sich vom unterdrückten Naturprodukt Mundgeruch abstößt; und wer von Bewußtseinerweiterung schwärmt, dem genügt vielleicht bereits – statt Erleuchtung – ein Koitus, zumal metaphysisches Bedürfnis und metaphysische Fähigkeit oft enorm auseinanderklaffen und nicht jeder Normalverbraucher mit Satori, Samadhi und Moksha viel anfangen kann.

Gleichwohl geht es in den schriftlichen Verlautbarungen des Odol-Konzerns bei weitem nicht bloß um so etwas Profanes wie Atemverbesserung, sondern um mehr. Nämlich um die für Odol charakteristische Erlebniswelt und vor allem ihre kulturellen Dimensionen. Odol wird förmlich als Manna und Panazee gepriesen, das Odol-Erlebnis als numinose Erfahrung, und zwar mit folgenden Worten: „Das subjektiv wahrgenommene Markenerlebnis schildern die Verwender als ein faszinierendes Gefühl der inneren Reinigung, von Reinheit, die Körper und Geist gleichermaßen erfaßt. Auf den Punkt gebracht, heißt das Wohlbefinden, mit sich und der Welt im reinen zu sein.“ So mag ein unbereiter LSD-Konsument, von dem viele der Meinung sind, daß man alles mögliche in Worten nicht ausdrücken könne, die charakteristische Erlebniswelt des LSD schildern. Odol erzeugt ungeahnten Frischerausch, besungen von Robert Walser und von Kurt Tucholsky mit Tinte und Rotwein auf eine unverzichtbare Ebene gestellt, als wäre Odol bereits das von Aldous Huxley und William Burroughs hochgejubelte LSD.

Körper und Geist gleichermaßen! Ausgerechnet den Geist! Nicht umsonst schwebte in den Anfangszeiten der Odol-Reklame nicht etwa die bläßlich strenge Göttin Hygieia über der Flasche, sondern eine viel attraktiverer Fee, hervorsteigend aus den Versen: „Denk verwandelt euch / Odol / In ein menschliches Idol, / So daß draus getreu zu lesen / Seine Wirkung und sein Wesen“ – „Suddenly someone is there at the turnstile, / the girl with kaleidoscope eyes: / Lucy in the sky with diamonds.“ Fernab von Meister Proper und dem weiblichen Riesen, den männlichen Leitfiguren patriarchalischer Kraftkultur, schweben über Odol und LSD die weiblichen Schutzgottheiten Odolia, die nach 1903 leider fallengelassen wurde, und Lucy, nach der heute noch die Kinder verspäteter Hippiepärchen getauft werden, und die Acid Queen aus der Who-Rockoper „Tommy“, vergängliche Schutzpatroninnen dauerhafter Pubertäten.

Hauptsache, der Naturzustand, also die leere ungerückliche Welt, wird – mit oder ohne sexuelle Erleuchtung – aufgeböhlt durch kulturelle Dimensionen.

Leichtfüßig gehen Mundwasserkonsumenten und *Rainbow People* über einen gemeinsamen Regenbogen. Hier wie da quoll jeweils eine eigene Kultur hervor, umweht mit allen Mysterien frühmorgendlicher Wiedergeburt, und sei es vorm Toilettenspiegel auf der einen Seite wundersam auszielierte Bleistiftzeichnungen von Ernst Fuchs, also die Welt der psychedelischen Kunst, einschließlich Light-Show, Poster- und Cover-Art, Mandala-Photographie von Harry Cane, Head-Comix von Robert Crumb, Brain-Fantasy, New Wave Science-fiction, bis hin neuerdings zu den fraktalen Decalcomanien von Benoit B. Mandelbrot, auf der anderen Seite der Zeit leider vergriffene Bildband „Odol Reklame-Kunst um 1900“.

Schönes Buch, geschrieben von Henriette Váth-Hinz, Anbas-Verlag, allwo mehr als zweihundert prähistorische Odol-Plakate gezeigt und besprochen werden. Bereits die Väter von Odol und LSD profilierten sich keineswegs als Fachidioten, sondern gukten weit über ihr jeweiliges Produkt hinaus. Karl August Lingner gründete die erste Säuglingsklinik der Welt. Albert Hofmann schrieb, zusammen mit R. Gordon Wasson und Carl A.P. Ruck, ein Buch über die Einweihungstechniken in Eleusis.

Zu den Gästen Lingners auf einer seiner Schloßparties zählte Max Klinger, Richard Strauß, Enrico Caruso und Robert Koch. Albert Hofmann pflegte Austausch mit Aldous Huxley, Ernst Jünger und Timothy Leary.

Deshalb wird selbst in „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine“ von Alfred Döblin mit Odol gurgelt, bis hin zu Ephraim Kishlons Familiengeschichten, worin aus einer Aufzählung von eingekauften Gattungsnamen Zwiebeln, Zimt, Vanille, Äpfel, Nüsse, Datteln usw. als einziger Markenname siegesicher Odol hervorragt.

Ken Kesey schrieb seinen Weltbestseller „Eine flog übers Kuckucksnest“ nachweislich unter Einfluß, und extrem bekannte Künstler wie Franz von Stuck waren sich wie Hans Holbein, der Firmenschilder kreierte, nicht zu schade, im Dienst der frühen Odol-Werbung zu stehen. Ohne Odol wäre nicht nur auf privater Ebene manch ein Kuß ungetauscht geblieben und manch ein Vorstellungsgespräch beim Personalchef anders verlaufen, sondern die Reklame hätte weltweit seit 1893 einen anderen Vorreiter finden müssen, der gezielt künstlerische Ausdrucksmittel mobilisierte, um ein außerkünstlerisches Produkt zu verkaufen. Und ohne LSD wäre nicht nur manch ein trübes Köpfchen unerleuchtet geblieben, sondern laut Christian Rätsch hätte es ohne LSD weder sexuelle Befreiung noch *Mindmachines* gegeben, weder Greenpeace noch New Age.

Bereits E.T.A. Hoffmann stellte die These auf: Wo die Sprache aufröhrt, fängt Musik an – es muß ja nicht unbedingt Giacomo Puccini sein, der Odol mit seiner „Lode all'Odol“ in der *Kuriositätenmesse* der Musikgeschichte verankert hat. Leider sind die künstlerischen Niederschläge, trotz gelegentlich großer Namen, nicht immer erster Güteklasse: „Ich kann ganz sicher sein, / mein Mund bleibt frisch, mein Atem rein“, oder die Odol-Odenstrophe „Odol! Dem edlen Sänger frischen Mund verleiht du, / In Glanz und Reinheit Zahn und Gaumen weihst du. Odol!“ klingt auch nicht viel ingenieuser nach Lyrik als die leider von Gottfried Benn und Allen Ginsberg extrem unbeflügelte „Hymne an LSD“ des initiatischen Therapeuten und Begründers der Akademie der neuen Berserker, Norbert J. Mayer: „Fällt in die fürchterlichsten Stürme / Durchs Elfenbein galaxer Türme / Geschleudert durch den Samsberg / Von Buddhaschaft und Gartenzweig. / Erst wenn du aus allen Löchern pfeifst / Dann möglicherweise du Gott begreifst.“

Otto Bodnar-Bückler hat – indem inhaftierte Damen das Zauberwort Odol zum Synonym für Freiheit hochschaukeln, und zwar in seinem Roman „Ihr Schicksal war Geschichte“ – Odol literarisch verewigt, bzw. ist der aus jeder Literaturgeschichte ausgesiebte Otto Bodnar-Bückler kraft seiner Odol-Erwähnung wenigstens in den Annalen der Odol-Werbeabteilung unsterblich eingegangen.

Oft geht ein Mensch topfit mit Odol-Frische-Kaugummi auf Brautschau oder mit Odol-Mundspray, das den Wünschen und Anforderungen der jungen, aktiven Generation entgegenkommt, auf Reisen, vor wichtigen Gesprächen, im Beruf oder wenn man sich nähert, oder mit Odol-Frische-Bonbons, und weit und breit

nirgendwo kommt man sich näher. Da steht man dann selbstbewußt mit extrafrischem Atem, doch ohne Kuß, und der innere Geizhals ärgert sich über umsonst genommene Odol. Dann wieder wirft irgendein Freak für 10,- DM einen Ganesha ein und schiebt für 15,- DM einen Buddha nach und füllt den Tempel, der sich selbst ihm zu öffnen versucht – die Sonne beschien auch seine Nase –, bloß mit „The Grateful Dead“, die sich mit LSD noch viel toller anhören, statt daß man mal probeweise eine Bruckner-CD auflegte und in derart ungeheure Raummestiefen einträte, daß selbst Bruckner nie in ihnen gewesen sein kann, und auch sonst keiner. Doch LSD bleibt unglaublich unparteiisch und umkleidet auch unwürdige Objekte, selbst noch den letzten zufällig herumliegenden Kleinkram, mit Goldglanz und tieferer bis tieferer Bedeutung, und Odol wird selbst mit außerordentlich verrotteten Mäulern fertig, ohne auch nur im mindesten eine mißlungene Lippenbildung verbessern zu können.

Tim Leary konnte sich nicht vorstellen, daß das Magische Theater des Steppenwolfs ohne Drogeneinfluß zustande gekommen sein soll.

Hier irrte Tim.

Allzu realitätsverhaftete Personenkreise erleben erfahrungsgemäß mit LSD weniger als phantasiebetonte Gemüter ohne LSD. Jahrausendlang zeichneten sich Odol und LSD an keinem Horizont ab; dennoch finden sich bei Jean Paul und Rudolf Steiner kosmisch flutende und angetörnte Megaräume und x-mal psychedelische Landschaftsbilderungen als bei Tim Leary oder in Hadajatullah Hübschs auf buntem Papier gedruckten Buch „Keine Zeit für Trips“, das bei Korner & Debes erschienen ist.

Oja, denn was kulturelle Dimensionen haben möchte und eine Welt für sich sein will, dehnt sich in jede Richtung aus, vor allem auch rückwärts. Der Grünwald-Altar wird von den zuständigen Kreisen als erstes psychedelisches Kunstwerk gefeiert, aufgrund seiner Lichtvisionen, in denen sogar ein kleiner Buddha sitzt, die Gesamtperspektive verfärbt und verzerrt vom Mutterkorn des Antoniusfeuers. Der Odol-König des 11. Jahrhunderts hieß Constantin Africanus und empfahl Pillen aus Zimt, Muskat und Nelken in der Backettasche zu tragen und Pulver aus Galläpfeln, Meerschaum, Hirschhorn gegen schlechten Atem.

Und die Odol-Flasche persönlich steht bereits seit Urzeiten als historisch bröckelndes Mahnmal in antikem Rondell, später dann auf dem Palazzo Vecchio in Florenz, so als sei keine Zeit und keine Zone jemals ohne ausgekommen. Sie erhebt sich sogar ins betont Zeitlose, thront auf menschenlosen Berggipfeln, fernab jedes in Streichholzgröße bergbesteigenden Mundgeruchproduzenten, als flaschenförmiges Numinosum, samt typischem Seitenthals, in hehrer Öde.

Der Name taucht als losgelöster Schriftzug repräsentativ auf Meereswellen auf, an fernen Horizonten als Cythera, Odol in Sicht, angepeilt als glückliche Insel für das ewige Segelschiff, schließlich über dem Globus schwebend, als wäre Mundwasser von Hause aus nicht minder würdig als LSD, kosmische Räume zu durchschweben.

Hinab ins Präkambrium, zumindest ins Neolithikum! Denn die Bedürfnisse, die zur Serienproduktion von Odol und LSD geführt haben, sind selbstverständlich älter als die Menschheit: Bereits Warzenschweine und Elefanten torkeln desorientiert bis ekstatisch durch die Savanne, nachdem sie vergorenes Fallobst konsumiert haben. US-Prärie-Schafe, Pferde und Rinder bevorzugen Narrenkraut (*Astragalus spp.*), Katzen echte Katzenminze (*Nepeta cataria*), um anschließend aufgrund von deren halluzinogenen nepalactonischen Ölen mit imaginären Schmetterlingen und Mäusen zu spielen. Im Eukalyptus münden auf Koala-Ebene Mundwasser und Droge in eine unverhoffte Koinzidenz.

Hier das Recht auf Rausch, dort der Wunsch, Muffelatem loszuwerden oder ihm auszuweichen, ein Bedürfnis, das bereits auf der ersten Tafel des Gilgamesch-Epos unverhüllt beim Namen genannt wird: „Deinen Schoß tu auf, daß deine Fülle er nehme! Scheue dich nicht, nimm hin seinen Atemstoß!“

Falls es sich bei diesem Atemstoß um keinen Übersetzungsfehler handelt, hing also bereits fünftausend Jahre, bevor Odol aufkam, die Sorge der Odol-Werbung über altbabylonischer Szenerie: „Wie leicht könnten sie getrennt werden. Durch Mundgeruch.“

Der romantische Kuß, falls Goethezeit und Romantik da nichts idealisiert oder verschwiegen haben, hört sich im nachhinein duftiger, süßer, inniger als der aseptisch heutzutage getauschte. Drei Ge-

nerationen vor Odol sang Suleika hinsichtlich Hatems Atem die folgende, von Franz Schubert mehr als kongenial vertonte Strophe: „Ach! Die wahre Herzenskünde, / Liebeshauch, erfrisches Leben / Wird mir nur aus seinem Munde, / Kann mir nur sein Athem geben.“ Der von Odol noch unveredelte, geradezu unbesudelte Atem schien damals, im Westöstlichen Diwan, genauso köstlich geschmeckt zu haben wie heutzutage Odol und seine ungläubwürdigen Beteuerungen, ungläubliche Frische zu verbreiten. Vielmehr ging der klassische und romantische Atem bei Hölderlin und anderswo unüberbietbar in Othem sowie Odem über und war in dieser Spielart jeglichen Odols ohnedies gänzlich unbedürftig. Dann aber sank Hölderlins vorsokratischer Aether zum Ätherwattebausch zusammen, der in den Krimiserien dem ins Auto gezerrten Opfer ins Gesicht gedrückt wird, und schon wurde selbst Arno Schmidt zu einem typischen Kind des Odol-Zeitalters und kommentierte demgemäß den Goethe-Vers „Im Atemholen sind zweierlei Gnaden, die Luft einziehen, sich ihrer entladen“ mit einem nasertüpfelnden Puuh!

Heutzutage wird jeder Koitus in Nüchternheit a priori eingebettet, vorher schnell noch rausgerannt, um Kondome und Mundspray zu suchen, und anschließend jedes Nachspiel vom Gedanken an bevorstehende Waschungen getrübt. Gleichwie jede Blumenwiese umgehend in Rasen umgewandelt werden muß, wird keinerlei Mundflora mehr geduldet, jede Zunge – ob belegt oder unbelegt – um ihre natürliche Selbstreinigung betrogen. Die fleißigen Leukozyten, zu deutsch Speichelkörperchen, sind von Odol arbeitslos gemacht worden; gelangweilt treiben sie durchs Immunsystem.

Lang ist's her, daß der Hauch Gottes über den Wassern schwebte. Aber wenn Gott drei Minuten vor der Schöpfung Odol genommen hätte, wäre beim Beblasen des Lehms wohl kaum ein wackerer Erdenkloß namens Hans Adam herausgekommen, sondern eher ein allzu keimfreier Hömunkulus.

Bloß in einem Punkt ist die Ähnlichkeit zwischen Odol und LSD nicht so groß wie die zwischen Odol und Heroin, die beide einen unangenehmen Zustand kurz zurückdrängen, ehe Lebensnumut, Entzugsschmerzen wieder von hinten her durchkommen, samt Mundgeruch, dessen ewige Wiederkehr der Odol-Abhängige als Flash empfindet und mit ad infinitum nachgekauften Odol-Spritzern letztlich vergebens zu vertreiben sucht.

Selbst hochdosiertes LSD übertrücht nichts, sondern steigert nur alles ins Paranormale: Unter LSD-Einfluß genossenes Odol avanciert zu einem Kristallpalast nie gefühlter polarer Frische mit Unendlichkeitsqualitäten, derweilen umgekehrt LSD-potenzierter Mundgeruch die komplette Hölle der Verwesung mobilisiert, dies oft sowieso, vor allem bei Mundfäule, bei eingezuckerter Karies, bei gestrichen voll vor sich hingährenden Zahnfleischtaschen oder bei jener Krankheit, wo irgendwo, auf der Höhe der Pfortader, ein Durchbruch stattfand, wobei dann sogar Darmgase durch den Mund heraufwehen, unüblichbar selbst vom hocheffektiven Odol-med-Zahnfleisch-Aktiv, dieser bloßen Fassade, diesem schönen Schein nach Nietzsche.

Drei keimfrei polierte Tropfen Lüge fallen auf den Schlamm unstoppbare Verwesung, bewirken ein knappes Aufblühen des angehauchten Gartenzweigs, derweilen in Wahrheit kaum ein Gartenzweig jemals wieder aus dem Horrortrip jenes existentiellen Angehauchwordenseins herausfindet, gegen das gehalten die Geworfenheit des Karl Jasper ein Fabrikzuckerlecken bleibt.

Eines schrecklichen Tages wird die Viasage des Januskopfes, den Muffelatem und Odol mitsammen bilden, unter dem kaum noch strahlenden Anlitz hervorstrahlen und sich nie wieder übersprachen lassen!

Und Odol und LSD bilden gleichfalls einen gemeinsamen Januskopf, die bejubelte Doppel-Überhöhung eines am Boden kriechenden, von Transzendenz zunächst untangierten Lebens, ungeplagt des weiteren vom irdischen Derivat und Surrogat jener Transzendenz, die sich mit leuchtender Frische begnügt, dennoch kreativitätlich zum Himmel brüllend und stinkend, als einsame und ungeküßte Kadaver-Vorstufe, immerhin vorher schnell noch ein bißchen einweihbar in aufwachsende Sonnenseiten, die von aufjaulenden Nachtseiten zunehmend überschattet werden.